

Reisebericht von Sr. Godeharda Voelker OSB nach Manila, Philippinen, 1930



Sr. Godeharda Voelker

An Bord der „Coblenz“ im September 1930

Teure Eltern und Geschwister, Ihr lieben Verwandten
und Bekannten in der fernen westfälischen Heimat.

Nun sind es bereits drei Wochen, dass ich Abschied nahm von Euch; und heute ist der sechste Tag unserer Schifffahrt. In ihrem kleinen, aber wohnlich eingerichteten Kabinenzimmer sitzt die Schreiberin, langsam aber beständig dem Missionsfeld im fernen Osten entgegen schwimmend. In wenigen Stunden werden wir in Port-Said landen und kurze Zeit die Fahrt unterbrechen. Ich lasse meine Gedanken zurück wandern, um Euch mit den ersten Grüßen einen kleinen Bericht von der bisherigen Reise mitzuschicken.

Die letzten 14 Tage im Mutterhaus schwanden nur so dahin. Der 15. Sept., der Einkleidungsstag von 22 Postulantinnen, brachte mir noch einmal lb. Bekannte aus der Heimat. Am Schmerzensfest Maria, dem Professtag von 18 Novizinnen, erhielten wir in der Frühe das Missionskreuz. Schon oft hatte ich in den 2 1/2 J. solch einer ergreifenden Feier beigewohnt. Nun endlich gehörte ich zu den 4 Auserwählten, die nach freudiger Hingabe ihrer Lebensopfer das Kreuz in Empfang nehmen durften. Bereits am folgenden Tag, am 16. Sept. traten wir nach erhaltenem Reisesegen unsere Fahrt an. Um 9 Uhr sollte unser Zug abfahren, so blieb uns noch Zeit, uns von den lb. Mitschwestern zu verabschieden. Noch einen letzten Blick in unsere Kapelle, ein letztes Winken der lb. Mutter Priorin an der Klosterpforte. Am Gartengitter hatten sich unsere Missionsschüler u. Zöglinge aufgestellt, von ihren Wünschen begleitet, unsere Würdige Mutter in unsere Mitte nehmend, schritten wir mutig die Bahnhofstraße hinauf. An der letzten Biegung winkten wir nochmals den Kindern und dem treuen Mutterhaus "Lebewohl". Mit den Worten: "Lebt wohl Kinder, im Frühjahr sehen wir uns wieder", erleichterte uns unsere lb. W. Mutter den Abschiedsschmerz.

Nun waren wir endlich auf dem Wege ins Missionsland. Unseren Zug hatten wir in München zu wechseln. Nach 2-stündigem Aufenthalt brachte uns der Züricher D-Zug durch die schönen abwechslungsreichen Voralpen zum Bodensee über Lindau nach Zürich, wo wir gegen 8 Uhr abends ankamen. Bis dahin hatten wir Muße, das Alpenleben in Kultur und Natur vom Zugfenster aus zu beobachten. Des Öfteren fuhr unser Zug so nahe an einem Abgrund entlang, dass man in eine gähnende Tiefe schaute. Tannen standen oft in einer prächtigen Alleereihe hart am Rande der Schlucht, im Hintergrund schroff aufsteigende Felsblöcke, die oft den Vorsprung zu hohen Bergriesen bildeten. Die Nacht war kühl, erst gegen 12 Uhr fuhr unser Mailand-Genua-Zug von dort ab. Durch den schönsten Teil der südl. Gebirgswelt, die uns nur hin und wieder aus dem Dunkel der Nacht die schneeweißen Häupter der Alpen oder eingebetteten Städtchen im Lichtschein unzähliger Nachtlämpchen zeigte. War's ein Wunder, wenn unsere Augenlider dem erhabenen Beispiel nachzuahmen suchten? Als die Sonne am

Mittwochmittag ihre Strahlen in die italienische Landschaft aussandte, fand sie 4 Schlafende, in Decken eingehüllt, die sich nur sehr schwer an das morgenkühle Klima gewöhnen konnten. Den Mailander Dom sahen wir von ferne. 9 Uhr ist es, der Zug hält in Genua, dem Ziel unserer Landreise.

Kurz nach 10 Uhr bestiegen wir unseren Wasservogel COBLENZ, einen mittelgroßen Personendampfer, der bereits vor 14 Tagen von Hamburg abgefahren war. In einer sehr frdl. kleinen Kabine richteten wir uns schnell wohnlich ein, schüttelten den Reisedaub ein wenig ab und dachten daran, uns durch Ausruhen und Erquickung für die 5-wöchentliche Reise zu stärken. Um 4 Uhr wurde das erste Zeichen zur Abfahrt gegeben. Wir schauten mit Begeisterung dem Auflösen der Taue zu. 20 Minuten dauerte es noch, bis unsere Coblenz tiefer ins Wasser glitt und ihre Schwingen auf Vollfahrt einstellte. Immer mehr entkamen wir der Enge des Hafens und nun bot sich unseren Augen ein herrlicher Anblick, über den wir ganz die leisen Schatten des Heimwehs vergaßen, die bei dem ununterbrochenen Winken der Tücher hüben u. drüben, bei den wehen Klängen der Musik unsere Herzen erfüllten. Da glitt das Auge von dem blaugrünen Wasserspiegel über die ruhigen Baustile der glänzend weißen Häuser, und darüber spannte der leicht bewölkte Himmel sein Zeit. Leb-wohl, teure Heimat! Nachdem unser Schiff mit schnellerem Tempo in die offene See stach, war von der Küste bald nichts mehr zu sehen. Um uns Wasser, über uns Himmel. Es blieb aber sehr kühl. In kurzer Zeit hatten wir uns an das ruhige Straßenleben des Meeres gewohnt. In der Ferne sah man ab und zu ein Schiff auftauchen, hin und wieder glaubte man am linken Horizont einen schmalen Küstenstreifen zu entdecken. Wir fuhren südlicher, immer in ziemlich grober Entfernung an Italiens Küste entlang. Es war ziemlich bewölkt, die Kühle dauerte bis Port-Said an. Am Donnerstag sahen wir nichts vom Festland, aber am Freitag in der Frühe, am 19. Sept., sahen wir gegen 6 Uhr den rauchenden Vesuv. Die liebe Sonne versuchte uns das Bild möglichst schön darzustellen. Nun konnten wir deutlich den Krater erkennen, aus dem ununterbrochen ein grauschwarzer Rauch aufstieg. Der Abhang mit Lavamassen bedeckt, zeigt deutlich Furchen bis zu den blendend weißen Häusern, die der drohenden Gefahr nicht achtend ruhig zwischen dürftigem Grün hervor lugen. Etwas weiter unten dehnte sich im schönsten Naturfrieden eine lang gestreckte Ortschaft bis zum blauen Meer hinab aus. Mit Ferngläsern schaute man immer wieder hinüber, bis der rauchende Onkel im fernen Nebelschleier des Horizontes verblich.

Wenige Stunden später tauchten nun Festlandsbilder auf, rechts wurde die vulkanische Insel Sizilien immer mehr sichtbar, während gleichzeitig links die Westküste Italiens hervortrat. Wir fuhren nun durch die ziemlich enge Meeresstraße von Messina. Vom hinterem Deck unseres Dampfers hatte man ein wundervolles Gesamtbild. Man denke sich den Wasserweg, zu beiden Seiten das Land, die Berge rötlich gelbbraun, auf Sizilien mehr grau-braun, an den Abhängen dunkles Grün mit den strahlend weißen Häusern. Diese Naturbilder waren einfach herrlich. Die Kühle dauerte gleichmäßig an und nahm am Samstag und Sonntag zu. Am Montag, dem 22. Sept., tauchte aus den Nebelschatten kaum erkennbar die Insel Kreta auf. Gegen Abend drängte alles wieder zur Rampe, man glaubte im Dunkeln die Nordküste Afrikas zu erkennen. Nun wurde es lebhafter um uns herum. Schiffe begegneten und überholten uns. Nach vielleicht 1 Std. lagen wir vor Port-Said. Unser Dampfer hatte noch nicht seinen Anlegeplatz erreicht, da war er schon von vielen kleinen Booten umringt, von denen uns Araber unter lautem Geschrei ihre Waren anboten. Im Nu waren viele von ihnen auf Deck, um den Passagieren Geld umzuwechseln oder Geschäfte zu machen. Da mehrere unserer Mitreisenden in Port-Said ihr

Ziel erreicht hatten, und andere mal wieder festen Boden betreten wollten, wurde eine Brücke bis aufs Schiff, auf Fähren und kleinen Booten hergestellt. Mehrere Std. brauchte nun unsere Coblenz, um sich für die Weiterreise zu stärken. Erst nachts gegen 3 Uhr nahm sie unter lautem Stöhnen und Zittern ihre Taxe wieder auf.

Am folgenden Morgen zeigte uns die aufgehende Sonne ein ganz fremdes Bild. Wir fuhren in langsamen Tempo durch den schmalen Suez-Kanal. In nächster Nähe sahen wir auf beiden Seiten die Ufer, denn unsere Straße ist nur 60 - 70 m breit. Mit dem ersten Hellwerden entdeckten wir an der afrikanischen Küste die ersten Palmen, sonst Sandwellen, Wüstensand in gelben Dünen besonders hoch an der arabischen Küste. Wenig Abwechslung bot sich unseren suchenden Augen, aber umso mehr nahm die Wärme zu, aus den Sumpfstrichen und dem trägen Kanalwasser stiegen viele lästige Stechfliegen auf, die sich auf unserem Deck und überall als sehr unangenehme Besucher einfanden. Im Stillen dachten wir daran, dass wir doch bald jene Strecke überqueren würden, die die hl. Familie auf der Flucht nach Ägypten zurücklegte. Auf derselben Seite erblickten wir am 23. Sept., Dienstag, ein Kriegerdenkmal, auf dem wir die Zahlen 1914 -18 deutlich lesen konnten. Es war ein eigenartiger Anblick, zwei hohe viereckige nach oben zulaufende Säulen auf einem mächtigen massiven Unterbau, umgeben von Sandhügeln. Kein Haus, keine Ansiedlung war auf der arabischen Wüstenseite zu sehen. Viel abwechslungsreicher war der ägyptische Küstenstrich. Wiederholt entdeckten wir weidende und ruhende Kamele, nebst schönen Palmengärten und freundlichen Niederlassungen.

Breiter wurde unsere Meeresstraße, als wir Suez erreichten und dann mit früherer Fahrtgeschwindigkeit in das Rote Meer ein glitten. Auch das Festland trat so weit zurück, dass wir nur ab und zu die vorgelagerten Inseln in der Ferne erblickten. So begrüßten uns am Sonntagmorgen, dem 27. Sept., mit der aufgehenden Sonne die Zwölf-Apostelinseln. Die Nacht von Samstag auf Sonntag war ein wenig unruhiger. Unser Dampfer machte ganz erhebliche Schwankungen, wir hatten 14 Kranke an Bord, auch einer der flämischen Patres lag mit hohem Fieber zu Bett. Mit dem Sonntagmorgen erreichten wir den Ausgang des Roten Meeres und gegen 7 Uhr lag unser Dampfer vor Anker, nicht weit von der Insel Djibouti. Drei Passagiere wurden abgesetzt, dann ging es in voller Fahrt weiter. Trotz der Frühe eines Sonntagmorgens sahen wir uns bald von vielen kleinen Booten umringt, die von kaffeebraunen Menschen förmlich überladen waren. Noch ehe die Kähne in die richtige Nähe gekommen waren, sprangen die schlanken Schwarzen ins blaue Meer und schrien laut in einem fort zu uns hinauf und baten in den verschiedensten Sprachen um Geldstücke. Wurde eins herunter geworfen, so stürzten 7-8 darauf los. Der glückliche Hascher hielt es triumphierend, schaute es an, steckte es in den Mund und schrie und johlte weiter. Ganze drei Stunden verharrten diese braunschwarzen Naturkinder in dem Meereswasser. Schon die letzten Tage im Roten Meer war es sehr heiß geworden, in einem fort rannen Schweißbächlein hernieder, wir gaben es bald auf ihnen zu wehren. In den Kabinen zeigte das Thermometer bei Nacht 34 Grad Wärme. Das Schiff ist mittelgroß, 140 m lang, 19 m breit und hat über 200 Personen an Bord.

Von Dschibuti an wurde die Hitze ein wenig erträglicher. Wir kamen langsam in den Indischen Ozean. Zu beiden Seiten trat das Land mit seinen heißen Sandwüsten mehr und mehr zurück. Zuletzt verschwand es wie ein Nebelstreifen am Horizont. Am 28. Sept. stach unser Dampfer ins offene Meer und 8 Tage gab es für uns nur Himmel und Wasser. Am 29. Sept. suchte uns unsere Coblenz durch erhebliche Schwankungen ein wenig Abwechslung zu bringen. Die Auswirkungen machten sich sofort am Mittagstisch bemerkbar. Die zahlreichen Lücken

erzählten lebhaft von den Niederlagen der Helden, doch wir vier bleiben standhaft. Auch am folgenden Tag bewegte sich unser Schiff noch wie ein Wiegenkorb. Am besten bemerkten wir an der Zeit, dass die Fahrt sich in gerader Linie zum fernen Osten hinzog. Jeden Abend wurde die Uhr um 20 Minuten vorgerückt. Ab dem 1. Oktober bauten wir allabendlich auf dem Schreibtisch in unserer Kabine ein kleines Marienaltärchen auf, vor dem wir in trautem Kerzenschein zu Ehren der Himmelskönigin unsere Rosenkranzandacht hielten. Am selben Tag begannen auch die Festspiele und Tanzlustbarkeiten unserer Mitreisenden, sodass unser 1/2 Std. gleichzeitig eine Sühne-Andacht wurde.

Der 5. Oktober hatte für uns eine besondere Überraschung, die mitreisenden Patres von Steyl, von Belgien und Holland sangen das feierliche Amt des Rosenkranzfestes, das auf dem Oberdeck abgehalten wurde. Viele Passagiere nahmen daran teil. Am Nachmittag entstand eine plötzliche Erregung unter den Müden in den Liegestühlen, alle sprangen auf und eilten zur Rampe. Da zeigte sich uns ein interessantes Bild. Aus dem klaren blauen Wasser schnellten große, vielleicht 1 m lange, ziemlich schwere Fische empor, um im nächsten Augenblick wieder unterzutauchen. Oft machten sie ihre Luftsprünge zu zweit oder zu dritt so schön zusammen, als wenn sie es vorher in Turnstunden eigens geübt hätten. 10 Minuten konnte man dieses Schauspiel zu beiden Seiten des Schiffes beobachten und wir hatten wohl einige 100 von diesen schönen Tieren zählen können. Dann verließen wir das Fischlager. Das Morgengrauen des 6. Oktober begrüßte uns mit einem kräftigen Wolkenbruch. Erst als das Strömen ein wenig nachließ, winkte uns aus geringer Entfernung Ceylons Küste zu. Ein leichtes Aufleuchten sah man in den Augen der Einzelnen. Die Palmenhaine, die schäumende Brandung der Meereswellen an den tief ins Meer eingebauten Landungsbrücken, die hohen Leuchttürme darauf und die malerisch an der Küste sich hinstreckende Stadt Colombo lag nun vor uns im strahlenden Morgenrot. Eine ziemlich weite Strecke vor der Küste blieb unser Dampfer im Hafen liegen.

Nach dem Frühstück um 8 Uhr schlossen auch wir uns den Wanderlustigen an und ließen uns in einem kleinen Motorboot zum Land hinüber gondeln. Dort angekommen, sahen wir uns von einem Schwarm Eingeborener umringt, die uns Straßen und Wege zeigen oder dorthin fahren wollten. Andere erkannten uns als Katholiken und wollten uns zu einer kath. Kirche führen. Nur schwer konnten wir uns der Zudringlinge erwehren, die an jeder Straßenecke wieder auf uns zuschossen. Mittlerweile stand die Sonne wieder hoch am blauen Himmel und brannte unbarmherzig hernieder. Langsam gingen wir durch die Hauptstraße und dann auch durch die weniger belebten Straßen, um die einzelnen Bilder recht eingehend zu betrachten. Unwillkürlich zog das Verkehrswesen und die verschiedene Bekleidung der schwarzbraunen Bewohner unsere Aufmerksamkeit auf sich. Natürlich hatten die Autos das Vorrecht, aber man sah auch viele vierräderige Wägelchen mit überzogenem geflochtenen Schilfdach, gezogen von zwei Zuchtbullen. Aber noch viel mehr zweirädrige Wägelchen, Rischka genannt, wurden von den schnellfüßigen braunen Eingeborenen durch die Straßen gezogen, gerade einer Person bequem Platz bietend. Immer wieder kamen diese, nur mit einem Lendentuch bekleideten Männer zu uns und nötigten uns zum Einsteigen. Mir schien es unmöglich, mich in solch ein Ding zu setzen, um uns von einem Menschen, als wie von einem Lasttier, ziehen zu lassen. Die ärmeren Leute waren sehr notdürftig bekleidet, während die Reichen in langen wallenden Gewändern und reichem Ringen- und Kettenschmuck mit bunten Sonnenschirm einherschritten. Gerade standen wir staunend vor blühenden Sträuchern und hohen Palmbäumen, als ein Eingeborener in

europäischer Kleidung auf uns zu kam und sich als Führer anbot. Er sprach Englisch und berichtete mit strahlendem Gesicht, dass er katholisch sei. Gern hätte er uns die schönsten Kirchen der Stadt gezeigt, aber bei der prallen Hitze konnten wir nicht ins richtige Tempo kommen und begnügten uns damit, nur die gerade am Wege liegenden zu besuchen. Zu einer kleinen kath. Kirche gelangten wir durch winkelige Seitengassen an den Hütten der Armen vorbei, die uns im Kreis zusammen hockend oder an Türpfosten lehrend mit ihren feurigen Augen ganz ungeniert anschauten. Schließlich hatten wir eine ziemlich lange Holzbaracke vor uns. Wir traten ein und sahen um uns lauter kleine schwarzäugige Krausköpfe, die sich bei unserem Eintreten von ihren Sitzen erhoben. An einem dürftigen Lehrerpult erblickten wir eine kleine eingeborene Schwester im weißen Habit, schwarzem Skapulier und Schleier. Leider konnten wir uns nur durch unseren Führer mit ihr verständigen. Als wir uns nach einer Weile anschickten, das Asyl zu verlassen, kam noch die Oberin des kleinen Convents. Mit großem Widerstreben zeigte sie uns ihre kleine Wohnung und jetzt erkannten wir, wie groß hier die Armut war. In 2 mittelgroßen Räumen waren 200 Kinder untergebracht. Einige Schritte davon entfernt stand ein kleine Hütte, die höchstens drei Räume hatte. Der eine Raum, 2 x 2 m groß, diente den sechs Schwestern als Ess- und Wohnraum. Stühle sahen wir nicht darin, nur einen Tisch, einen armseligen Wandschrank und ein Kruzifix.

Die Sonnenstrahlen brannten so unbarmherzig auf unsere schwarzen Schleier, dass wir unverzüglich den Rückzug antraten und gegen 1/2 11 Uhr zu unserem Wasservogel hinüber fuhren, der uns im wohltuenden Schatten seines kühlen Gefieders reichlich für den anstrengenden Tag entschädigte. Um 2 Uhr holte unsere Coblenz zu kräftigem Flügelschlag aus und glitt ruhig aus dem Hafen ins offene Meer. Auch diesmal haben die kleinen Eingeborenen mit ihren kleinen Kähnen nicht gefehlt, um ihre Waren, Bananen, Orangen, kunstvolle Figuren, wie schwarze oder braune Elefanten, Segelboote, Korallenschwämme usw. anzubieten. Bereits um 5 Uhr war der Himmel mit gewitterschweren Wolken bedeckt, die bald ihren Inhalt in gewaltigen Strömen hernieder gossen und die drückende Schwüle fort nahmen. Besonders wundervoll war an dem Abend der Sonnenuntergang. Schon längst war die Sonne mit ihren Strahlenkindern aus unserm Blickfeld in ihre goldene Wiege herab gesunken, aber noch immer stand man schweigend an der Schiffsrampe, hinausschauend aufs wogende Meer. Die gewaltige Natur gehorchte willig ihrem ewigen Gesetzgeber und ließ sich ruhig und friedlich vom Dunkel der Nacht einhüllen. Am 10. Oktober fuhren wir in die Straße von Malaka ein und sahen an der rechten Seite unseres Schiffes in weiter Ferne Sumatra auftauchen. Als wir uns der Insel nach mehrstündiger Fahrt auf geringer Entfernung näherten, konnte man deutlich aus unzähligen Kratern helle Rauchwolken aufsteigen sehen. Eine große Wolkenhaube schwebte beständig über dem gebirgigen Teil dieser langgestreckten Insel, der wir uns am folgenden Tage persönlich vorstellten. Schon in der Frühe um 6 Uhr lag unser Schiff hart an der holländischen Küste Belawan. Das Städtchen machte einen friedlichen Eindruck, selbst die braunen Eingeborenen schienen uns kultivierter und nicht so arm. Bis 11 Uhr war unser Dampfer mit der Aufnahme seiner Nahrungsmenge fertig und trat willig seine Weiterreise an, einige unserer lieben Mitreisenden dort zurücklassend. Den ganzen Tag und auch am folgenden Sonntag, dem 12. Oktober, begleiteten uns zu beiden Seiten bewaldete Küstenstriche und der Abend zeigte uns solch liebliche Naturbilder von Hinterindien, dass wir uns plötzlich in unser geliebtes Tutzing versetzt glaubten. Wir fuhren durch ganz enge Wasserstraßen hindurch und liefen langsam in den Hafen von Singapur ein. Eine lange schmale Brücke wurde bis zum Mitteldeck ans Schiff

hinaufgeschoben und schon sahen wir uns wieder von schwarzen Eindringlingen umschwärmt, die sich zum großen Teil über die Koffer der Aussteigenden hermachten. Um 1/2 6 Uhr rief uns die Schiffsglocke zum Abendtisch. Da war es den schwarzen Indern eine besondere Freude, uns durch die Fensterluken beim Abendessen zuzuschauen. Immer andere Gesichter schoben sich vor die kleinen kreisrunden Öffnungen, und als wir nach 1/2 Stunde die Brückenleiter herunter gingen, um noch ein wenig auf dem festen Land spazieren zu gehen, schauten wir uns erstaunt einer langen Doppelreihe von Lastenträgern gegenüber. Es waren lauter schwarze, nur mit schmutzigen Lendentüchern bekleidete Eingeborene, die zu zweit an einer armdicken Holzstange einen vollen Kohlenkorb im gleichmäßigen Laufschrift auf das Vorderdeck unseres Schiffes trugen. Rechts gingen die Träger gebückt unter der drückenden Last, die gebogene Stange auf den Schultern ohne Lücke Paar auf Paar folgend, während links die ihrer Last Entledigten, einzelne in tollen Sprüngen, ihre leeren Körbe mehr im Spielschritt zu großen Kohlenhaufen trugen, die sich hinter den langen Schuppen aneinander reihten.

Wir wandten uns wieder der frischen Seeluft am Hafen zu, und beobachteten auf- und abschreitend die Fischer, die dort unbeweglich am Ufer saßen. Nach einer Weile zog einer der braunen Gesellen seine Schnur mit einem schönen großen Fisch aus dem tiefen Nass. Als wir uns zum Heimgehen anschickten, dachten wir mit froher Erwartung an eine Morgenwanderung für den folgenden Tag. Sehr erfrischend umspielte uns in der Frühe die kühle Morgenluft und wundervoll erhob sich Frau Sonne von ihrem Nachtlager, so schnell, als wenn sie nur eben die prächtigen Vorhänge ihrer goldenen Sänfte zurückgeschlagen hätte, um dann sofort von dort aus ihren Tageslauf am blauen Firmament anzutreten. Nach dem Frühstück um 5 Uhr traten wir, mit Sonnenschirmen bewaffnet, unsere Entdeckungswanderung an. Uns war es nur darum zu tun, einen kleinen Einblick in die dortige Natur und Kultur zu gewinnen. Darum wanderten wir durch die Reihen der Arbeiter, die größtenteils gerade im Schatten der Hafenschuppen ihr Frühstück aßen. Aus einer Blechschale holten sie mit glatten löffelähnlichen Holzstäbchen ihren Reis, der mit einem braunen und grünen Etwas gemischt war. In Gruppen hockten sie zusammen, hielten aber in ihrem wichtigen Geschäft inne, als sie uns vorbei gehen sahen und staunten uns wie Weltwunder an. Einmal glaubte ich den Namen Mama zu hören; die Schwestern werden von den Eingeborenen immer so angeredet. An einer verkehrsreichen Straße entschieden wir uns, auf einen nicht allzu weit entfernten kirchenähnlichen Bau zuzuwandern. Auf der heißen Asphaltstraße wurde uns dieser Weg zu einer richtigen Wallfahrt, die schier kein Ende nehmen wollte. Als wir noch immer keine passende Straßenabzweigung sahen und der Bau noch immer ziemlich weit entfernt war, entschlossen wir uns kurzerhand, über Bauplätze und Rasenflächen geradeaus darauf los zu steuern. Kleine Wassergräben, Eisenbahnschienen, niedrige Böschungen konnten die Missionarinnen nicht einen Augenblick zurückhalten. Mutig überwandern wir alle Hindernisse und sahen uns reichlich entschädigt. Schon dachten wir auf falscher Fährte zu sein, denn vor uns auf dem Hügel zur Rechten erblickten wir nun etwas, das mehr einem malerischen Hindutempel oder auch dem bunten Äußeren nach einem chinesischen Theater gleichen konnte. Jedenfalls wollten wir den kirchenähnlichen Bau zur Linken untersuchen. Wir gingen den Weg, der sich langsam ansteigend um den Hügel herumzog, hinauf und plötzlich blieben die zwei vorausschreitenden Schwestern sich zu uns wendend stehen und schauten uns mit leuchtenden Gesichtern an. Sie deuteten nun hinauf und nach einigen Schritten erblickten auch wir das Standbild der lieben kleinen heiligen Theresia, das umgeben von Rosen uns ermutigend entgegen lächelte. Nun

hatten wir keine Zweifel mehr. Mit einem lieben Blick der kleinen Freudenbringerin dankend, traten wir in das hohe, schattige Gotteshaus ein und sanken erschöpft auf dem seidenen Auflegepolster der Kommunionbank nieder. Wir beteten unseren Herrn mit rinnenden Schweissbächlein an und dankten für die Spende der wohltuenden Kühle. Neben den Bildern der Kreuzwegstationen war nur noch das der heiligen Theresia auf einem Seitenaltar im bunten Blumenschmuck. Die Kirche war also sehr einfach, aber doch nicht leer und kalt.

Nach langer, erfrischender Rast zu Füßen unseres ewigen Gastgebers führte uns der Rückweg durch das schöne Durcheinander eines Geschäftsviertels von Eingeborenen, Chinesen und anderen Namensverwandten. Da hatte ich mir am liebsten die Kinder aus der Heimat her gewünscht, für euch wäre es am interessantesten gewesen. Denkt Euch, wir konnten so in die zur Nacht hin offen stehenden Häuser hinein schauen, wie es bei euch der Fall ist bei den Unterstellshuppen. Da sah man den Vater auf dem Ladentisch zwischen seinem Kram sitzen, die Mutter lehnte an einem Türpfosten, das Kleinste auf dem Arm, auf dem Feuer hinter ihr kochte es, ein schwarzer Bursche hantierte zwischen den Töpfen herum. Da war ein Laden neben dem anderen, allerhand mögliche und unmögliche Dünste ausströmend. Das muss ich euch Kindern mal später eingehender beschreiben und erzählen, wenn ihr mögt? Die brennende Sonne weckte in uns die Sehnsucht nach unserem Schiffshaus. Schon sahen wir unsere Coblenz am jenseitigen Ufer eines Hafenarmes. Wir schätzten 20 Minuten würden wir noch gebrauchen, wenn wir den nächsten Umweg nahmen. Doch im selben Augenblick schickten sich einige Schwarze an, das am Ufer liegende Boot in Bewegung zu setzen. Wir gingen schnell auf sie zu. Sie verstanden sofort, winkten uns zum Einsteigen und nach drei bis vier Minuten stiegen wir die steile Brückenleiter zu unserem Heim hinauf. Es mochte vielleicht zehn Uhr sein und um zwei Uhr ertönte die Sirene zur Abfahrt. Manche von den 42 Ausgestiegenen standen winkend am Ufer. Vielleicht hörten sie zum letzten Mal für lange Zeit die trauten Weisen eines deutschen Liedes, das mit seinen lieben Klängen viele Tränen der Wehmut und des Abschiedsschmerzes hervorlockte. Vielleicht war es auch der einen oder anderen von uns ein wenig schwer ums Herz, denn bei der nächsten Anlegestation gehörten wir zu denjenigen, die dem schwimmenden Flecken deutschen Bodens Lebewohl sagen mussten.

Heute ist nun der 17. Okt., der letzte volle Tag unserer Seefahrt, denn morgen werden wir im Hafen von Manila unser zukünftiges Heimatland begrüßen. Noch sehen wir um uns nur Wasser und vom Himmel nur wenig, weil es mit kurzen Unterbrechungen den ganzen Morgen recht heftig regnet. Wir Schwestern trauen uns kaum, aufs Deck zu gehen, denn bei dem heftigen Wind wären wir der Gefahr ausgesetzt, mit dem wilden Gesellen Flugübungen zu machen. Augenblicklich ist in dieser Gegend gerade die Regenzeit - besser konnten wir es nicht treffen; so werden wir uns langsam an die Tropenhitze gewöhnen. Mit einem herzlichen "Grüß Gott" möchte ich mich für kurze Zeit von Euch, Ihr Lieben in der Heimat verabschieden und werde Euch im nächsten Brief etwas von unserer neuen Heimat und von unserer Ankunft dort erzählen. Inniger Dank dem guten Himmelsvater für seinen Schutz auf der langen Reise.